

Die Ur- und Frühgeschichte von Guntersdorf und Großnondorf

von Gerhard Hasenhündl

Das Leben der Menschen wird und wurde schon immer sehr stark von der Umgebung, von der Landschaft, in der sie leben, geprägt. Diese Tatsache erfahren wir ganz genau in der Gegenwart. Sie hatte aber in vergangenen Zeiten noch weit größere Bedeutung. Sicherlich waren die Menschen der Urzeit noch viel mehr von ihrem Lebensraum, von der Außenwelt und der vorherrschenden Witterung abhängig als wir es heute sind.

Guntersdorf liegt in einer ausgedehnten, flachwelligen Ebene, die geologisch dem Wullersdorfer Becken zuzurechnen ist. Es handelt sich hier um die größte und fruchtbarste Senke im westlichen Weinviertel, die sich entlang des Gmoosbaches von Maria Roggendorf über Wullersdorf und Guntersdorf bis Großnondorf erstreckt. Da diese Geländepfanne derart weitläufig ist, dass sie, wenn man in ihr steht, den Eindruck einer großen, fruchtbaren Ebene vermittelt. Die Ränder dieser Senke bilden der Höhenzug des Buchberges im Norden, die Ausläufer des Ernstbrunner Waldes, Reisberg und Bockstall, im Göllersbachtal nach Südosten hin und die Erhebung des Sandberges im Westen. Großnondorf ist nur durch zwei leichte Geländewellen von Gunterdorf getrennt und liegt im Einzugsbereich des Wimpassinger Grabens.

Diese Senke ist eine der fruchtbarsten Landstriche Österreichs. Die Schwarzerdeböden weisen die höchste Bonität mit 100 % auf! Daher ist und war das Land seit Jahrtausenden wertvollstes Ackerland, das Generationen von Bauern reichlichst ernährte. Fährt man heute auf der Landstraße von Kalladorf nach Guntersdorf, dann sieht man um sich herum eine ausgedehnte grüne Ebene. Aus diesem fast grenzenlosen Fruchtlad ragt ein mächtiger weißer Silo heraus. Der Silo vom Lagerhaus Guntersdorf, dieser schmucklose, rechteckige Betonblock aus dem 20. Jahrhundert, verkündet wie ein empor gestreckter Finger: Seht her! Ich stehe für die Fruchtbarkeit dieses Landes. Ich bewahre seine Schätze, reiche Ernte, auf!

Die Urgeschichte

Die Urgeschichte bildet den ältesten und mit Abstand längsten Abschnitt in der Geschichte der Menschheit dar. Als Urgeschichte wird der Zeitraum vom Auftreten des ersten Menschen bis zur Erfindung der Schrift bezeichnet. Die Erfindung der Schrift bildet die Grenze zur schriftlichen, zur historischen Zeit. Deshalb werden auch die Begriffe wie "Vorzeit" oder "Prähistorie" gerne verwendet. So ist die Urgeschichte kurz gesagt die "Kinderstube der Menschheit". Die frühesten menschenähnlichen Vorläufer, die Australopithecinen, traten vor ca. 4,2 Millionen Jahren in den Savannen Ostafrikas auf. Die Erfindung der Schrift erfolgte im Vorderen Orient bei den Ägyptern und Mesopotamiern um 3.000 v. Chr. In Österreich wurde die Schrift erst um Christi Geburt mit der Errichtung von den drei römischen Provinzen Rätien, Noricum und Pannonien südlich der Donau durch die römischen Beamten eingeführt. Der Großteil der gesamten Menschheitsgeschichte ist demnach Urgeschichte. Sie beträgt unglaubliche 99,9 Prozent (!), wenn man die 2000 bis 5000 Jahre historischer Zeit den 2,5 bis 4,2 Millionen Jahren menschlicher Existenz gegenüberstellt.

Aus diesem unvorstellbar langen Zeitraum sind nur Bodenfunde wie z.B. Reste von Behausungen, Gräber und Skelette, Geräte, Waffen und Schmuck aus wenig vergänglichem Material erhalten geblieben. Diese von Menschenhand geschaffenen Gegenstände, sie werden Artefakte genannt, erzählen uns von vergangenen Kulturen, wenn sie von Archäologen fachmännisch geborgen werden. Nur wenn diese Funde nach dem neuesten Stand der Grabungstechnik freigelegt werden, können sie uns ein umfassendes Bild vom Leben unserer frühesten Vorfahren geben. Dazu ist die Zusammenarbeit der urzeitlichen und klassischen Archäologie mit vielen anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen, wie zum Beispiel mit der Geologie, der Anthropologie, der Botanik, der Zoologie, der Physik und anderen mehr in den letzten Jahrzehnten zu einer Notwendigkeit geworden.

Die Urgeschichtsforschung eine ziemlich junge Disziplin. Sie ist erst 150 Jahre alt. Doch schon um 1850 legte der dänische Forscher Christian Thomsen ein theoretisches Dreiperiodensystem fest, das grundsätzlich noch immer Gültigkeit hat. Er unterteilte die Urgeschichte nach den am häufigsten erhalten gebliebenen Materialien, Stein - Bronze - Eisen, in die drei große Epochen:

- a) die Steinzeit,
- b) die Bronzezeit und
- c) die Eisenzeit.

Diese Dreiteilung ist durch die ständige Zunahme an Funden und auch an Wissen über die Urzeit

ständig ausgebaut und weiter unterteilt worden.

So gliedert sich die Steinzeit, das Lithikum, heute in:

- 1) Altsteinzeit (Paläolithikum),
- 2) Mittelsteinzeit (Mesolithikum) und
- 3) Jungsteinzeit (Neolithikum).

Durch die grundlegende Änderung in der Wirtschaftsform, die Menschen wurden vor 7 - 8000 Jahren zu sesshaften Ackerbauern und zu Viehzüchtern, und durch die erstmalige Verwendung von Keramik für die Vorratswirtschaft hebt sich das Neolithikum deutlich von den vorhergehenden Epochen ab und wird auch gern als "Keramikum" bezeichnet.

Mit dem Beginn der Metallverarbeitung setzen die

- 4) Bronzezeit und
- 5) Eisenzeit ein.

Sie werden von Richard Pittioni auch unter dem Sammelbegriff "Metallikum" zusammengefasst (1).

Diese fünf großen urzeitlichen Epochen können darüber hinaus noch in drei bis vier Phasen - alt oder früh, mittel, spät und jung - zeitlich unterteilt werden. Nach geografischen Gesichtspunkten erfolgt eine räumliche Aufteilung in verschiedene Kulturen. So gibt es am Beispiel der Bronzezeit zeitlich unterteilt eine Früh-, eine Mittel- und eine Spätbronzezeit. In Niederösterreich unterscheidet man räumlich nur während der Frühbronzezeit (2000 - 1600 v.Chr.) eine Aunjetitz und Veterov Kultur nördlich der Donau, eine Unterwölflinger Kultur südlich der Donau und eine Wieselburger Kultur östlich des Wienerwaldes und im Burgenland.

Auch das erste Jahrtausend nach Christus, die Frühgeschichte, wird in Österreich hauptsächlich von Archäologen erforscht. Es sind zwar im Gegensatz zur Urgeschichte schon schriftliche Quellen vorhanden. Da diese jedoch noch sehr spärlich sind, bilden die Bodenfunde weiterhin den überwiegenden Anteil an historischen Quellen (2)

Die ersten tausend Jahre nach Christi Geburt werden wiederum in drei große Abschnitte unterteilt:

- a) in die Germanenzeit nördlich der Donau
(südlich der Donau sprechen im selben Zeitraum von der römischen Kaiserzeit),
- b) in die Völkerwanderungszeit und
- c) in das Frühmittelalter, die Zeit der slawischen Besiedlung in Österreich.

In der Altsteinzeit, seit ca. 4,2 Millionen Jahren, fand einerseits die Evolution des Menschen vorwiegend in Afrika statt, andererseits erfolgt die Formung des Menschen durch die Auseinandersetzung mit dem Eiszeitalter. Die frühesten Menschenformen, die sogenannten Vormenschen wie der "Australopithecus" und der "Homo habilis", traten vor 3 - 4,2 Millionen Jahren in den Savannen Afrikas auf. Sie wagten zum Unterschied von den den Baum bewohnenden Menschenaffen den Schritt auf den Erdboden. Dadurch entwickelten sie den aufrechten Gang, der Gehirnschädel wuchs und grob behauene Geröllsteine fanden als Werkzeuge Verwendung. Erst mit Beginn des Eiszeitalters vor ca. 2,5 Millionen Jahren setzte die engere, die eigentliche Evolution des Menschen ein. Der Frühmensch, der "Homo erectus" entwickelt sich zwar wiederum in Afrika. Er verbreitete sich jedoch entsprechend den klimatischen Verhältnissen seit ca. 1 Million Jahren über weite Teile der alten Welt, damit ist Afrika, Asien und Europa gemeint. Seine geistigen Leistungen waren auf sein großes Gehirn zurückzuführen. Der aufrechte Gang und die vermehrte Aufnahme eiweißhaltiger Nahrung haben das Gehirnwachstum unserer Vorfahren, der Hominiden, entscheidend beeinflusst. Sie waren in der Lage technisch ausgereifte Faustkeile und Klingen aus scharfkantig spaltbarem Feuerstein herzustellen, und sie beherrschten als einziges Lebewesen das Feuer! Als einfache Wildbeuter lebten die Frühmenschen vom Jagen und Sammeln und mussten den oft harten Witterungsschwankungen des Eiszeitalters, des "Pleistozäns", stand halten.

Die Altsteinzeit in Österreich (300.000 - 8.000 v. Chr.) wird vom Neandertaler und vom modernen Menschen, dem Homo sapiens beherrscht. Der Altmensch, der berühmte "Neandertaler", war jener grobschlächtige Menschentyp mit fliehender Stirn und stark hervortretenden Augenbrauenwülsten, der durch seinen gedrungenen, massigen Körperbau und durch die starke Behaarung am besten an das Eiszeitalter angepasst war. Die bisher gängige Ansicht von den vier großen Kaltzeiten, Günz, Mindel, Riss und Würm, hat durch die umfangreiche Erforschung unseres Bodenaufbaus und der Klimakurven im Eis der Antarktis in jüngster Zeit eine grundlegende Änderung erfahren. In den letzten 2,5 Millionen Jahren, dem sogenannten Eiszeitalter, traten durch die Kreiselbewegung der Erdachse in fast regelmäßig wiederkehrenden Zyklen von ungefähr 100.000 Jahren immer wieder an die 20 abwechselnde Kalt- und Warmzeiten auf. Dazwischen lagen noch zahlreiche Zwischenzeiten und Übergangsphasen mit ausgeglichenen Temperaturen. Vor ungefähr 300.000 Jahren trat der Neandertaler, genau gesagt der "Homo sapiens Neandertalensis", auch in Österreich auf. Während der Warmzeiten suchte er sogar die hochgelegenen Höhlen im Alpenraum

auf. Hier machte er Jagd auf alpines Großwild, wie Höhlenbär, Höhlenhyäne, Steinbock, Murmeltier und andere. Während der Kaltphasen bestand sein Jagdwild in den Steppen Niederösterreichs aus Rentier, Pferd, Mammut und Wollhaarnashorn. Auf einem Feld am Nordrand von Hollabrunn wurde vor einigen Jahren ein großer Faustkeil aus weißem Quarzit gefunden. Die Form und auch der Fundort an einer Geländekante östlich des Göllerbaches sprechen für eine Jagdstation des Neandertalers. Das Alter des Faustkeiles wird bis zu 200.000 geschätzt und ist im Museum Hollabrunn, in der "Alten Hofmühle" zu besichtigen.

Neben dem Neandertaler entwickelte sich in Afrika der moderne Jetztmensch, der "Homo sapiens sapiens", unser direkter Vorfahre. Vor 100.000 Jahren musste er den schwarzen Kontinent wegen einer anhaltenden Trockenperiode verlassen. Er verbreitete sich wiederum sehr erfolgreich über die gesamte alte Welt und hat den Neandertaler um 40.000 - 35.000 v. Chr. endgültig verdrängt oder ausgerottet. Er stellt die größte aller bisherigen Menschenformen dar und verfügt über ein Gehirnvolumen von durchschnittlich 1500 ccm. Dadurch war er in der Lage ein vielfältiges Waffen- und Werkzeugarsenal aus Stein- und Knochengeräten herzustellen. Sein Inventar umfasste Schaber, Kratzer, Bohrer, Stichel, Harpunen und Nadeln. Er organisierte Treibjagden und stellte Fallen in den Kaltsteppen der niederösterreichischen Lößgebiete und im Donautal. Dabei lauerte er den großen Tierherden meist an Tränken und Flussübergängen auf. Als Nomaden zogen einzelne Jägerhorden den großen Tierherden entsprechend dem Jahresablauf nach und errichteten dabei an mehreren Stellen Freilandstationen aus einfachen Wohngruben mit Windschirmen oder Zelten mit dazugehörigen Feuerstellen. Durch bessere Jagdtechniken konnte der Jetztmensch vor allem Großwild, wie das Mammut, den Bison, das Pferd und das Rentier, erlegen 4).

3. Bild - Rekonstruktion einer Mammutjagd zur Zeit der Venus von Willendorf (Zeichnung Dominik Gröbner, in : Walpurga Antl-Weiser, Die Frau von W.; Wien 2008, S. 103)

Vor 27.000 bis 28.000 Jahren, haben Jäger des Jungpaläolithikums, also der Homo sapiens, in Alberndorf auf einem nördlichen Ausläufer des Buchberges, in der Flur "Toter Mann" ein Jagdlager errichtet. Von dort hatten sie einen ausgezeichneten Weitblick über die Niederungen und die lichten Auwälder des Pulkautales. Während der letzten Eiszeit wurden hier in einer offenen, mit einzelnen Baumgruppen durchsetzten Kaltsteppe vorwiegend Großsäugetiere wie das Mammut, das Wildpferd und das Rentier gejagt. Das erlegte Wild wurde fachgerecht in transportfähige Stücke zerlegt, was auf eine zeitlich begrenzt genutzte Jagdstation schließen lässt. Das Wild wurde für einen Weitertransport oder zum Aufbewahren in Erdgruben hergerichtet. Bei den Ausgrabungen der Universität Wien wurden vier gleich große Stücke von zurechtgeschnittenen Mammutstoßzähnen gefunden. Man vermutet, dass sie als Rohlinge für Frauenstatuetten ähnlich der Venus II und III von Willendorf vorgefertigt worden sind.

Im Jahr 2008 ist die Venus I von Willendorf in aller Munde, weil sie genau vor 100 Jahren beim Eisenbahnbau in der Wachau nahe dem kleinen Ort Willendorf gefunden worden ist. Sie kann eigentlich als die "Die Frau des Jahres 2008" bezeichnet werden. Unter den drei anwesenden Archäologen befand sich auch Dr. Josef Bayer, geboren 1882 in (Ober-) Hollabrunn, der später die Prähistorische Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien leitete. Das kleine, wohlbelebte Idol ist mit ihrem Alter von 25.000 Jahren zwar nicht ganz die älteste, aber sicherlich die vollkommenste Frauenfigur der Weltgeschichte. Die jüngsten Materialuntersuchungen haben ergeben, dass das Kalkgestein aus dem die Venus geformt wurde, ein Oolith, aus Mähren stammt (5). Wahrscheinlich wurde die Venus im fertigen Zustand von den Pollauer Bergen in Südmähren jagenden Gruppen bis an die Donau getragen. Wenn dies im Zuge eines der üblichen Jagdzüge geschah, dann könnten die altsteinzeitlichen Jäger damals auf ihren Beutezügen auch durch die baumlose Kaltsteppe im Raume Guntersdorf gezogen sein?

Die Mittelsteinzeit (8.000 - 6.000 v. Chr.) bildete den Übergang von der Alt- zur Jungsteinzeit. Es begann die geologische Gegenwart, das "Holozän", die Menschen blieben aber weiterhin Jäger, Sammler und Wildbeuter. Mit dem Ende der letzten Eiszeit wurde es vor 10.000 Jahren bedeutend wärmer. Die großen Gletscher schmolzen, die Folge waren vermehrte Niederschläge und das Klima wurde bedeutend feuchter. Weltweit stieg dadurch der Meeresspiegel und viele Binnengewässer entstanden. Dadurch änderte sich natürlich das Landschaftsbild, weil ausgedehnte Wälder entstanden. Es entwickelte sich die moderne Pflanzen- und Tierwelt. Die eiszeitlichen Großsäugetiere zogen nach Nordeuropa und Sibirien ab. Riesige Nadel- und Laubmischwälder breiteten sich über Mitteleuropa aus. Die Jagd auf kleinere Waldtiere und das Fischen bildeten nun neben dem Sammeln von Früchten, Beeren und großkörnigen Wildgräsern die Lebensgrundlage unserer Vorfahren. Es kam zu einer Vereinfachung und Verkleinerung der Steingeräte. Am häufigsten wurden besonders kleine, dreieckige oder trapezförmige Silexabschläge, sogenannte "Mikrolithen", zur Verstärkung von Holz- oder Knochengeräten und als Pfeilspitzen verwendet. Pfeil und Bogen, der Angelhaken und die Harpune aber auch der Einbaum wurden zur Jagd auf

Kleinwild, auf Vögel und für den Fischfang entwickelt. Der Hund wurde zwar der erste Jagdgefährte des Menschen. In Notzeiten musste er auch als erstes Haustier für sicheres Frischfleisch gehalten.

Als typische Übergangsphase ist die Mittelsteinzeit in Österreich ziemlich wenig erforscht. Die meisten Funde stammen von oberflächlichen Aufsammlungen. Eine mesolithische Fundstelle in der Nähe von Guntersdorf ist Oberstinkenbrunn. Dort sind in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Oberflächenfunde rund um den Ort aufgesammelt worden. Im Kessel von Oberstinkenbrunn hat sich wahrscheinlich durch die zahlreichen Niederschläge ein großer See gebildet, wie die theoretische Nachbildung 4 zeigt. An der deutlich höher gelegenen Uferkante wurden fast im gesamten Kreis rund um das moderne Oberstinkenbrunn Silices unterschiedlichen Alters von der späten Altsteinzeit über die Mittelsteinzeit bis hin zur Jungsteinzeit gefunden. Entsprechend dieser Theorie könnten sich auch im ebenen Gelände um Guntersdorf nach dem Ende der letzten Eiszeit für einige Jahrtausende ausgedehnte Teiche gebildet haben. Vielleicht haben sich die mächtigen, fruchtbaren Humusschichten am Grund dieser Gewässer abgelagert, weshalb urzeitliche Siedlungsspuren nur an den umliegenden Erhebungen zu finden sind?

Während der nachfolgenden Jungsteinzeit (5.600/5.500 - 2.000 v. Chr.) hielt die bereits angesprochene Erwärmung bis ca. 2.500 v. Chr. kontinuierlich an. Die durchschnittlichen Jahrestemperaturen lagen sogar 3 und 5 Grad Celsius über den heutigen Mittelwerten, was beste klimatische Voraussetzungen für den Ackerbau schuf. So kam es in der Mitte des 6. Jahrtausends zu einem tiefgreifenden Umschwung. Entsprechend einer Entwicklung die im Vorderen Orient, in Kleinasien und am Balkan ihren Ausgang nahm begannen unsere Vorfahren damit Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Sie rodeten Waldstücke als Anbauflächen, bauten Holzhäuser und blieben damit sesshaft. Das Weinviertel war damals gleichmäßig bewaldet. Die fruchtbaren Braun- und Schwarzerdeböden unserer Lößregion wurden ab dem 6. Jahrtausend Schritt für Schritt durch inselartige Rodungen von einer Natur- in eine Kulturlandschaft umgewandelt.

Der wirtschaftliche Umschwung, der mit dem Anbau von verschiedenen Getreidesorten und Hülsenfrüchten, mit dem Halten und Züchten von Haustieren - Schaf, Ziege, Rind und Schwein - und mit dem Anlegen von Vorräten verbunden war, nennen wir die "Jungsteinzeitliche oder Neolithische Revolution". Von diesem Zeitpunkt an produzierten die Menschen ihre Lebensmittel selbst, wodurch sie von jahreszeitlichen Versorgungsengpässen weitgehend unabhängig waren. Als Unterkünfte dienten von damals an bis in die Neuzeit Holzständerbauten aus einem Gerüst von Baumstämmen, die mit einem lehmverschmierten Holzgeflecht verkleidet waren, oder Blockhäuser in massiver Bauweise. Die Satteldächer waren mit Schilf, Stroh oder Rinde gedeckt. Mehrere große Langhäuser mit rechteckigem Grundriss bildeten einen Weiler, wo eine ganze Sippe, eine Dorfgemeinschaft gut leben konnte. Die Siedlungen waren durch Gräben und Zäune gegen Feinde und wilde Tiere geschützt. Durch die verbesserten Lebensbedingungen nahm die Bevölkerung seit der Jungsteinzeit ständig, auch wenn es zeitweise Rückschläge gab, zu. Bis in das Mittelalter wurde ständig Wald gerodet um den Menschen ausreichenden Lebensraum und Anbauflächen zu bilden, wurde das heutige Landschaftsbild geschaffen.

Neben den Steinklingen aus Feuerstein traten geschliffene und auch durchbohrte Steinbeile und Äxte aus verschiedenen Feldgesteinen. Sie waren mit Stielen versehen und dienten hauptsächlich zur Holzbearbeitung. Zur Aufbewahrung von Vorräten und zur Zubereitung von Speisen wurden keramische Gefäße aus Ton gebrannt. Die unterschiedlichen Keramikformen und ihre verschiedenen Verzierungsarten bilden heute die Grundlage für die Unterteilung der Jungsteinzeit in vier neolithische Epochen: Das Altneolithikum war die Epoche der "Linearbandkeramik", weil runde, bombenförmige Töpfe mit eingestochenen Linienmustern bzw. Musterbändern versehen waren. Im Mittelneolithikum, der Kreisgrabenzeit; erreichte die Keramikherstellung einen Höhepunkt innerhalb der gesamten Urgeschichte. Der Ton war sehr fein gemagert, wodurch man zarte, dünnwandige Gefäße erzeugen konnte. Diese wurden sehr hart gebrannt und bunt mit verschiedensten Farben bemalt und Ornamenten verziert, weshalb man von der "Bemaltes Keramik" spricht. Im Jung- und Endneolithikum herrschten verschiedene Becherformen vor, daher die Bezeichnungen "Trichter- und Glockenbecherkultur". Im 4. vorchristlichen Jahrtausend leitete ein neuer Werkstoff, rötliches Kupfer, allmählich die Metallzeiten ein.

Im fruchtbaren Bauernland Niederösterreich gibt es seit dem Beginn der Jungsteinzeit durchgehend durch alle folgenden Epochen der Urgeschichte Siedlungs- und Grabfunde. Beim Bau der Umfassung B 303 von Jetzelsdorf wurden die Grundrisse von zwei großen Langhäusern aus der älteren und mittleren Jungsteinzeit freigelegt. Haus 1 ist ein sehr großes und eines der ältesten Langhäuser Niederösterreichs (5.500 - 5.000 v. Chr.). Die Löcher seiner Ständerkonstruktion ergaben die beeindruckende Länge von 41 Metern und eine Breite von 6 Metern. Über die Jahrtausende sind davon nur noch die Pfostengruben erhalten geblieben. Sie lagen exakt in fünf Reihen und wurden von begleitenden Umfassungsgräbchen eingesäumt 6). Ein rekonstruiertes

Haus dieser Art ist im Museum für Urgeschichte in Asparn a. Z. zu besichtigen. Es beinhaltete Wohn- und Arbeitsraum, Schlafgelegenheit und Stallungen, alles unter einem Dach.

Aus der mittleren Jungsteinzeit gibt es rätselhafte Großbauwerke, die bekannten Kreisgrabenanlagen. Dies sind ein, zwei oder drei konzentrische Kreisgräben, die erstaunliche Durchmesser zwischen 40 und 190 Metern aufweisen. Meist gelangte man über zwei oder vier Erdbrücken in einen Innenraum, der noch zusätzlich durch Holzpalisaden abgeschlossen war. Die Archäologie kann bis heute nicht eindeutig erklären, worum es sich bei diesen geheimnisvollen Monumentalbauten handelte. Waren es Versammlungsorte, Tempel oder Fluchtburgen? Auf jeden Fall wird ihnen eine Kalenderfunktion, mit der die frühen Bauern den Jahresablauf und wichtige Lestage feststellen konnten, zugeschrieben. Im Bezirk Hollabrunn gibt es bisher insgesamt zehn bekannte Kreisgrabenanlagen, wovon der dreifache Kreisgraben von Immendorf nahe dem Buchberg der nächstgelegene zu Guntersdorf ist. Von ihm aus genießt man eine ausgezeichnete Fernsicht Richtung Süden bis in den Donaauraum. Da dort schon viele Bruchstücke von bemalten, weiblichen Tonfiguren, sogenannten jungsteinzeitlichen Idolen, gefunden worden sind trägt dieser dreifache Kreisgraben den Arbeitstitel "Venus-Tempel" 7).

Die Bronzezeit (2.000 - 800/750 v. Chr.) wurde im 3. vorchristlichen Jahrtausend mit der Verwendung von gediegenem, natürlich rein vorkommendem Kupfer eingeleitet. Weil sich dieses aber bei der Herstellung von Geräten als zu weich erwies, musste es mit Zinn im Verhältnis 9:1 gemischt werden. Das Ergebnis war eine wesentlich härtere Legierung, die Bronze. Diese konnte im Gussverfahren beliebig oft geschmolzen und verändert werden. Für die nun einsetzende Metallverarbeitung waren Spezialisten im Bergbau, bei der Verhüttung, beim Gießen und beim Schmieden notwendig. Die Menschen spezialisierten sich auf verschiedene Fertigkeiten, wodurch ein verzweigtes Handwerkswesen entstanden ist. Auch der Handel nahm an Umfang zu, weil Erze in den Bergen, in den Alpen oder in den Karpaten vorkamen, während die Nahrungsmittel in ländlichen Gebieten erzeugt wurden. Über weite Strecken wurden Metalle in landwirtschaftliche Gegenden und umgekehrt getauscht. Dem Handwerk und dem Handel kamen ab dem Beginn Bronzezeit eine große Bedeutung zu.

Der Besitz von Bronze bedeutete Reichtum, der gegebenenfalls auch geschützt werden musste. Das führte zu großen Unterschieden innerhalb der Gesellschaft: Adelige und Krieger hatten Bronzewaffen und mehr Besitz. Sie beschützten die Bauern, Handwerker und Händler gegenüber Fremden und sorgten so für Sicherheit in ihrem Landstrich. Man benötigte sich gegenseitig, nach der Devise Schutz gegen Abgaben. Deswegen kam es verstärkt zur Herausbildung von Herrschaftsbereichen und stammesähnlichen Verbänden 8). (Lit 8 - Neugebauer, BZ) Die Menschen lebten nicht mehr in Großfamilien oder Sippen, wie man auf Grund der Weiler und Hausgrößen aus der Jungsteinzeit schließen konnte, sondern in etwas kleineren, rechteckigen Häusern, die einzelnen Familien gehörten. Die dörflichen Ansiedlungen wurden im Gegenzug größer. Neben den Wohnhäusern gab es noch verschiedene Wirtschaftsgebäude, zu denen auch Erdkeller oder Vorratsgruben gehörten. Vor allem während der Frühbronzezeit ist eine extreme Siedlungsdichte im Weinviertel zu beobachten. Der Inhalt von Vorratsgruben, diese wurden am Ende ihrer Benützung meist mit Siedlungsabfällen wie Speiseresten, kaputten Gegenständen, Brandschutt und zerbrochener Keramik zugeschüttet, gibt den Archäologen ziemlich genauen Einblick in das alltägliche Leben während der Bronzezeit.

Die jeweilige gesellschaftliche Stellung, der Rang eines Bronzezeitmenschen, lässt sich sehr genau aus seinen Grabbeigaben ablesen. Unsere Vorfahren glaubten wahrscheinlich schon seit der jüngeren Altsteinzeit an ein Weiterleben nach dem Tode. Deshalb wurden den Verstorbenen meist all ihr persönlicher Besitz, Schmuck und Waffen und auch ausreichende Nahrungsmittel ins Grab mitgegeben. Damit sollte erreicht werden; dass die Toten im Jenseits gut aufgenommen wurden. Auf jeden Fall sollten sie nicht schlechter als im Diesseits gestellt sein. Die Rangunterschiede innerhalb der Gesellschaft, ob arm oder reich, traten ab der Bronzezeit in den Gräbern besonders deutlich hervor. Zusätzlich kannte jede Epoche andere Bestattungssitten. Deshalb wird die gesamte Bronzezeit auch nach den verschiedenen Bestattungsformen unterteilt: Das waren "Hockerbestattungen" in Flachgräbern während der Frühbronzezeit, reich ausgestattete "Hügelgräber" mit Körper- oder Brandbestattungen während der Mittelbronzezeit und ausschließlich Brandbestattungen in umfangreichen "Urnenfeldern" während der Spätbronzezeit.

Aus Peigarten, Nachbar im Bereich des Schlossberges, stammt ein reichhaltiger Depotfund aus der Frühbronzezeit. Um 1800 v. Chr. wurde dort im "Teichfeld" ein großer Topf gefüllt mit kostbarem Bronzeschmuck - Armanschetten, Gewandnadeln, Spiralarmsringen und Ringbarren - aus welchen Gründen auch immer, vergraben. Beim Pflügen kam dieser "Schatz" 1912 durch Zufall ans Tageslicht. Der verständnisvolle Besitzer, Bürgermeister Johann Greil, übergab ihn dem neugeschaffenen Museum der Stadt (Ober-)Hollabrunn. Dort ist der gesamte Fund auch heute noch

zu besichtigen (Foto? Eher nein). Am Westrand von Kalladorf wurde beim Bau der Gashochdruck-Stichleitung von Hollabrunn nach Haugsdorf im Jahre 1987 durch die Künette eine urzeitliche Grube angegraben. Im ausgehobenen Erdreich lagen zahlreiche Scherben, die sich zu einem prächtigen Keramikdepot aus der Urnenfelderzeit zusammensetzen ließen. Der umfangreiche Depotfund bestand aus einem großen Zylinderhalstopf, einem Tonfass mit vier Bandhenkeln, einem kleineren Henkeltopf, einem schönen Schultergefäß mit schwungvoll gezipften Rändern, fünf grafitierten Henkeltassen und aus zwei Schalen (Siehe 7. Bild). Diese bemerkenswert schön gearbeiteten Gefäße stellen sicherlich keinen Abfall dar. Sie fanden wahrscheinlich bei einem großen Festmahl aus der Zeit um 1200/1100 v. Chr. Verwendung. Nach der Feier hat man dieses Geschirr vielleicht aus Weihezwecken sicher in der Erde verwahrt, wofür in diesem Fall eine ehemalige Vorratsgrube benutzt wurde.

Die Eisenzeit (800/750 v. Chr. - 0/Chr. Geb.) umfasste nahezu das gesamte erste Jahrtausend vor Christus. Eisen ist ein wesentlich härteres Metall als Bronze, wodurch bessere Werkzeuge und schlagkräftigere Waffen hergestellt werden konnten. Die Eisenverarbeitung wurde schon im 13. Jahrhundert v. Chr. in Kleinasien von den Hethitern entwickelt. Durch Handelsbeziehungen über den Balkan und über das Mittelmeer mit den Griechen und den Etruskern gelangte diese Fertigkeit ziemlich rasch nach West- und Mitteleuropa. Eisen wurde anfangs selten verwendet und war daher sehr kostbar. Schmuck und auch Gefäße wurden weiterhin aus Bronze gegossen oder getrieben.

Die eigentliche Eisenverarbeitung setzte im Alpen-Donauraum erst im 8. vorchristlichen Jahrhundert ein. Eisenerz war weit verbreitet und leicht abzubauen. Es wurde in einfachen Rennöfen gewonnen und durch Schmieden weiterverarbeitet. Der Guss war wegen der zu hohen Schmelztemperaturen damals noch nicht möglich. Im Alpenraum nahm ab dem 8. vorchristlichen Jahrhundert die Eisen- und auch Salzgewinnung rasch an Bedeutung zu. Vor allem Salz - das "weiße Gold der Alpen" - wurde in großen Mengen in Hallstatt im Salzkammergut und später in Hallein im Salztal abgebaut. Die ersten vierhundert Jahre dieser Epoche, die ältere Eisenzeit, wird deshalb auch als "Hallstattzeit" bezeichnet. Die nächsten vierhundert Jahre, die jüngere Eisenzeit, wird nach einem Schweizer Fundort am Neuenburger See als "Latène-Zeit" benannt. Besser bekannt ist sie als das große Zeitalter der Kelten.

Das nördliche Niederösterreich blieb während der Hallstattzeit weiterhin ein traditionelles Bauernland. Adelige Herren und freie Krieger waren meist mit einer Lanze, einer Streitaxt oder einem Schwert bewaffnet. Ihre Rüstung bestand weiters aus einem Brustpanzer und einem Helm aus Bronze. Der Reichtum einzelner Fürsten kommt in großen Hügelgräbern, den sogenannten "Tumuli", besonders zum Ausdruck. Die vornehmen Toten wurden darunter in einer hölzernen Grabkammer oder auf einem prunkvollen Pferdewagen mit all ihrem Besitz beigesetzt. Im Weinviertel gibt es viele dieser Grabhügel, in Großmugl befindet sich der größte von ganz Österreich. Er hat sogar dem Ort "Großmugl" seinen Namen gegeben. Der "Pankrazi-Berg" von Breitenwaida war ursprünglich auch ein hallstattzeitlicher Grabhügel. Erst später wurde er als mittelalterliche Befestigung und als neuzeitliche Kirche verwendet.

Die Latène-Zeit war das Zeitalter der spätestens seit Caesars "De bello Gallico" so berühmten "Kelten". Sie wurden von den Römern "Gallier" genannt. Diese unerschrockenen Wilden werden heute gerne als die "ersten Europäer" bezeichnet, weil ihre Kultur damals über weite Teile von West- bis Mitteleuropa reichte. Ausgangspunkt des keltischen Lebens war das mittlere Rheingebiet im heutigen Frankreich und in Süddeutschland. Wo im 6. Jahrhundert v. Chr. die hallstattischen Fürstentümer von einem neuauftretenden, breiten, keltischen Kriegeradel zerstört und eingenommen wurden. Danach zogen einzelne keltische Stämme plündernd nach Osten und Südosten bis nach Italien, Griechenland und Kleinasien. Das trug ihnen den Ruf eines schrecklichen Kriegervolkes ein. Vor allem nach der Plünderung Roms durch Brennus im Jahre 387 v. Chr. wurden die Gallier von den antiken Schriftstellern als gefährliche, kriegerische Eindringlinge bezeichnet.

Demgegenüber steht die archäologische Tatsache, dass sich die gepflegte keltische Zivilisation im 5. Jahrhundert v. Chr. über ganz Mitteleuropa auf ziemlich friedlichem Wege durch Zuwanderung und Verschmelzung ausbreitete. Die Kelten waren zum Großteil ein Volk von Bauern, auf der Suche nach neuen Siedlungsgebieten und neuem Ackerland. Aus der Vermischung mit der ansässigen, hallstattischen Bevölkerung gingen durch neu eingeführte Lebensformen und durch neue Handwerkstechniken stabile, keltische Stammesverbände hervor. Sie betrieben untereinander und auch mit den Völkern des Mittelmeeres Raumes intensiven Handel, was zum Beispiel in der Verwendung der Töpferscheibe oder makedonischer Münzvorbilder seinen Niederschlag fand. In Ostösterreich setzte dieser Prozess um 450/400 v. Chr. ein. Vom neuen Zentrum des Salzbergbaues, dem Dürrenberg bei Hallein, drangen die für die Kelten typische Handelsgüter, Salz und Eisen, ihre Gerätschaften, ihre Kunst und auch ihre religiösen Vorstellungen sozusagen als

neue Mode in den östlichen Donauroaum vor.

Die keltische Gesellschaft gliederte sich in Adel, Priester - die Druiden - und Freie. Im nördlichen Niederösterreich siedelten damals mehrere Stämme, die neben dem breiten Kriegeradel von einzelnen lokalen Häuptlingen geführt wurden. Der freie Kelte war als Krieger mit Schwert, Lanze oder Wurfspieß, Hiebmesser und Schleuder, teilweise auch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Der Adelige zog auf einem zweirädrigen, hölzernen Streitwagen, der von einem Diener gelenkt wurde, in den Kampf. Helme aus Eisen und große Schilder dienten zum Schutz dieser Krieger. Die Druiden nahmen als Gelehrte, Medizinmänner und Priester eine respektierte Sonderstellung innerhalb des Stammes ein. Durch antike Schilderungen und Münzinschriften kennen wir nun erstmalig die Namen einzelner Häuptlinge oder ganzer Stämme, wie zum Beispiel die Boji (Boier) in Böhmen (=Boierheim), die Kampoi im Kamptal oder die Rakatai im Weinviertel. Die freien Männer imponierten durch großen, kräftigen Körperbau. Sie hatten blonde, meist gebleichte Haare und einen buschigen Knebelbart. Sie trugen Hosen aus buntkarierten Stoffen - die Schottenröcke werden heute noch darauf zurückgeführt - und lederne Schnabelschuhe dazu.

Im alltäglichen Leben setzte sich eine Fülle von Neuerungen durch: Keltische Schmiede erzeugten in großen Mengen Eisenwerkzeuge und -waffen von hervorragender Qualität. Dieses "norische Eisen" wies dieselbe Härte wie moderner Stahl auf und war deswegen bei den benachbarten Römern sehr begehrt. Geschickte Feinschmiede verzierten Waffen, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände mit geschwungenen Linien- und Pflanzenmustern oder mit Figuren in Tier- oder Menschengestalt. Häufig wurden Buntglas und Edelmetalle verwendet, was für eine beachtliche Farbenliebe spricht und auch auf entsprechenden Wohlstand schließen lässt. Keramische Gefäße wurden erstmalig auf der Töpferscheibe hergestellt, die eine Vielfalt neuer Gefäßformen ermöglichte: Schnabelkannen, Linsenflaschen und vor allem Kammstrichtöpfe wurden jetzt in einer frühen Art der Massenproduktion erzeugt. Ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. prägten die Kelten auch Gold- und Silbermünzen nach makedonischen und römischen Vorbildern.

Die Kelten bevorzugten vor allem die sandigen Böden in den Niederungen der Bäche. Dort legten sie meist im Abstand von zwei Kilometern ihre Einzelgehöfte an. Sie bestanden aus mehreren Grubenhäusern, wie man sie fast in allen Tälern östlich des Manhartsberges antrifft. Auf dem Sandberg von Roseldorf, gleich an der Gemeindegrenze zu Großnondorf, lag im 1. Jahrhundert v. Christus ein wichtiger spätkeltischer Fürstensitz. Durch eine eigene Münzprägung, über 1200 Münzen sind vom Sandberg bekannt (!), und einem ausgedehnten Tempelbezirk erscheint diese Freilandsiedlung heute als eine der wichtigsten Keltenstädte Österreichs. Seit 1887 gelangten laufend keltische Gold- und Silbermünzen in das Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums nach Wien, verschiedenste Topfscherben, bunte Glasarmreifen und auch römische Münzen kamen in das "Krauhletz Museum" nach Eggenburg und natürlich auch in das Stadtmuseum "Alte Hofmühle" nach Hollabrunn.

Seit 1995 läuft ein groß angelegtes Forschungsprojekt "Fürstensitz - Keltenstadt Sandberg/Roseldorf-Platt", das sich die Unterschutzstellung des Geländes, die Bearbeitung von Altfinden und die archäologische Erforschung der gesamten Siedlung unter der Leitung von Dr. Veronika Holzer vom Naturhistorischen Museum Wien zur Aufgabe gemacht hat. Zu Beginn der Forschungsarbeiten wurde von der Freilandsiedlung auf dem Sandberg eine Magnetmessung durchgeführt. Sie erfasste beachtliche 22 Hektar ganz genau im Grundriss, was aber nur dem halben antiken Stadtgebiet, dem südlichen Teil, entspricht. Dabei kamen 449 Grubenhäuser, Straßenzüge, eine Umfassungspalisade und auch eine Art Marktplatz, der leider durch Raubbau größtenteils zerstört, zum Vorschein. Viele Häuser, die teilweise mit Öfen ausgestattet waren, überschneiden sich im Verlauf ihrer Grundrisse. Das weist auf mehrere Besiedlungsphasen innerhalb der 250 jährigen Stadtgeschichte hin. Der Südrand der Ansiedlung auf dem Sandberg wurde mit einem 2 - 3 Meter breiten Umfassungsgraben in Verbindung mit einer Holzwand abgesichert. Auf Grund dieses Lageplanes kann man mit Recht von einer Keltenstadt sprechen, wie diese Orte C. Julius Cäsar in Gallien auch als "urbs" (= Stadt) bezeichnet hat. Die Projektleiterin Dr. Veronika Holzer nimmt an, dass die Stadt ein wichtiges Handelszentrum nördlich der Donau für den Stamm der keltischen Boier war. (9) In den letzten Jahren wurden drei keltische Heiligtümer, für Österreich und den gesamten Ostalpenraum einzigartige Viereckschanzen, freigelegt. Die Fülle an Opfergaben, wie Eisenwaffen, Bestandteile von Pferdegeschirren, von Tier- und auch von Menschenknochen gibt einen bisher unbekanntem Einblick in die Opferzeremonien und die religiösen Bräuche der Kelten. Sogar der eiserne Hut eines Druiden ist dabei. Die Bearbeitung des Knochenmaterials zeigte, dass hier Pferde und sogar Hunde fein säuberlich zerteilt als Opfergaben oder als Speisereste in den Gräben der Heiligtümer landeten! Das große keltische Heiligtum von Roseldorf wurde im Urgeschichtsmuseum in Asparn a. Z. nachgebaut und ist dort seit 2008 im Freigelände zu besichtigen

Die Frühgeschichte

Den Beginn der Germanenzeit setzen wir knapp vor der Zeitenwende mit dem Jahre 15 v. Chr. an. Damals fand der Besetzung der keltischen Gebiete südlich der Donau durch die Römer statt. Sie dauerte bis zum Ausbruch der Völkerwanderung ungefähr um das Jahr 400 n. Chr. Unter Kaiser Augustus erblickte Jesus von Nazareth im gelobten Land das Licht der Welt. Zur gleichen Zeit wurden die drei römischen Provinzen, "Raetien, Noricum und Pannonien", im Alpenraum errichtet. Damit beginnt für die Geschichtswissenschaft ein neuer Abschnitt, die "Frühgeschichte". Diese rein theoretische Trennlinie hatte sich aber auch im Siedlungswesen nördlich der Donau durch das Auftreten einer neuen, großen Volksgruppe, der "Germanen", deutlich bemerkbar gemacht. Die germanischen Stämme zogen in Folge einer beginnenden Klimaverschlechterung in Nordeuropa allmählich bis an die Donau. Die "Markomannen" und die "Quaden" - beides suebische Stämme - ließen sich um Christi Geburt in Böhmen, im nördlichen Niederösterreich und in der Südwestslowakei, genau in den ehemaligen Siedlungsgebieten der keltischen Boier, nieder. Im 1. nachchristlichen Jahrhundert war die germanische Bevölkerung nördlich der Donau noch sehr gering, sie nahm jedoch bis um das Jahr 200 ständig zu.

Entlang der Donau wurde von den Römern eine stark befestigte Reichsgrenze, der Limes, bestehend aus Legionslagern, Wachtürmen, Erdwällen und Pallisaden, errichtet. Dieser entfernte Vorläufer des "Eisernen Vorhanges" war jedoch bei weitem keine unpassierbare Grenze. Der Handel zwischen den Römern und den benachbarten Germanen blühte in den ersten drei Jahrhunderten. Römische Kaufleute waren mit ihren Luxusgütern bei den Markomannen gern gesehen. In friedlichen Zeiten suchten diese auch die großen Marktplätze von Carnuntum, Wien-Leopoldau, Krems-Mautern oder Melk auf. Sie dienten den Händlern als Endpunkte ihrer Handelswege und als Brückenköpfe über die Donau.

Im freien Germanien stand die Landwirtschaft auf wesentlich niedrigerem Niveau als südlich der Donau. Kleine Weiler oder einzelne Gehöfte produzierten in geschlossener Hauswirtschaft alle Lebensmittel und Geräte, die man für den Eigenbedarf benötigte. Als Bauern in eisenzeitlicher Tradition lebten die Markomannen und Quaden von Viehzucht und einfacher Feldgraswirtschaft mit langen Brachezeiten. Der Viehhaltung kam mehr Bedeutung als dem Ackerbau zu. Die einheimischen Haustierrassen - Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Pferd - waren wesentlich kleiner als römische Züchtungen waren. Aus Schafwolle und Flachs wurde einfache und zweckmäßige Kleidung hergestellt. Die Männer trugen hemdartige Kittel und Hosen, die Frauen lange, ärmellose Gewänder, die mit einem Ledergürtel um die Hüfte und mit Bronzefibeln auf der Schulter zusammengehalten wurden. Der typische Suebenknoten, ein Haarknopf auf der linken Seite, war neben der Eisenwaffe das Kennzeichen des freien Mannes 10).

Mit dem Beginn der Markomannenkriege (166 n. Chr.) versuchte Kaiser Mark Aurel die römische Reichsgrenze nach Norden zu verlegen. Sein Ziel war die Errichtung einer Provinz Marcomannia. Damit wollte er die ständig zunehmenden germanischen Einfälle unterbinden. Ein großangelegter Feldzug von Carnuntum aus entlang der March in das spätere Mähren scheiterte wegen zu großer Hitze und Trockenheit. Nur die Gebete christlicher Legionäre sollen damals ein "Blitz und Regenwunder" bewirkt haben, das die römischen Legionäre vor dem Verdursten rettete. Anschließend wurde die Donaugrenze und zumindest das halbe Weinviertel durch 30 km nördlich des Limes vor gelagerte Außenposten, die auf der Höhe Stillfried - Oberleis - Limberg lagen, mit römischen Militärstationen bei verbündeten Germanenfürsten gesichert.

In diese Zone fallen auch Grund, Guntersdorf und Roseldorf, wo das Museum Hollabrunn auch einige germanische Siedlungen sicherstellen konnte. So wurden im Jahre 1987 mehrere Siedlungsgruben in Grund in der Nähe des Nexenhofes beim Bau der bereits angesprochenen Gashochdruckleitung erforscht. 2004 wurde in Roseldorf ein kleiner Weiler beim Bau des Wasserrückhaltebeckens an der Straße nach Röschitz angeschnitten. Vergleiche der dort geborgenen Tierknochen bewiesen, dass die einheimischen Rinder wesentlich kleiner als importierte römische Rinder waren. In Roseldorf wurde auch ein römischer Ziegel der Wiener Hauslegion Nr. 10, der Legio X Gemina pia fidelis, gefunden. Er beweist mit dem Abdruck in Form eines genagelten Schuhs, dass die ansässigen Germanen entweder in römischen Sold standen oder gerne ihre Häuser nach römischer Tradition gebaut haben. Rund zweihundert Jahre später versuchte Kaiser Valentinian erneut diese entmilitarisierte Zone im Weinviertel aufzubauen. Er hatte jedoch wenig Erfolg damit. Die römische Verteidigungskraft war dem hereinbrechenden Ansturm der Völkerwanderung nicht mehr gewachsen. Nach 400 Jahren endete endgültig die über große Zeiträume hinweg friedliche Nachbarschaft zwischen den Markomannen und Quaden im Norden und der römischen Provinzialbevölkerung, den Romanen, südlich der Donau.

Die Völkerwanderungszeit (400 - 600 n. Chr.) ist in der Geschichtsforschung als eigene Epoche ein sehr umstrittener Begriff. Es sind nie ganze Völker, sondern immer nur einzelne Stammesteile auf Wanderung und Eroberungszüge gegangen. Gerade für unseren Raum umschreibt dieser Begriff

sehr treffend die Umbruchsjahre vom Ausklang der Antike bis zum beginnenden Mittelalter. Fast zweihundert Jahre lang herrschten besonders in Niederösterreich Unruhe, Bewegung und Zerstörung vor. Die ständig wechselnden Herrschaftsverhältnisse brachten viel Leid und den entsprechenden wirtschaftlichen Niedergang mit sich. Das Donautal bot sich den Heerscharen als ideales Durchzugsgebiet von Ost nach West an, weshalb ein geregeltes Siedlungswesen fast nicht möglich war.

Mehrere Ereignisse wirkten bei der Völkerwanderung wie eine Kettenreaktion zusammen: Sie wurde von den "Hunnen" ausgelöst, weil diese 374 n. Chr. die Ostgoten aus ihren gewohnten Siedlungsgebieten im Schwarzmeergebiet Richtung Westen vertrieben. Um 400 n. Chr. verließen weiters die Markomannen und die Quaden ihre Wohnsitze nördlich der Donau. Als Föderaten wurden sie vom römischen Feldherrn Stilicho zum Grenzschutz südlich der Donau angesiedelt. Daraufhin kamen die germanischen "Rugier", die "Ostgoten" und die "Eruler" und nahmen das freigewordene Weinviertel in Besitz. Der berühmte Hunnenkönig Attila hatte um 450 von der ungarischen Tiefebene aus ein Großreich errichtet. In seinem Gefolge und auch nach seinem Tod zogen weitere Volksscharen, wie die Westgoten, die Alanen und auch kleinere Verbände, die wir mit Ausnahme der Skiren nicht mit Namen kennen, durch Niederösterreich.

Um 450 zog Attila mit einem großen Gefolge durch unsere Heimat nach Gallien. Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern sollte die Entscheidung gegen seinen mächtigsten Gegner, dem römischen Feldherrn Aetius, bringen. Er verlor und verstarb wenige Jahre danach, wahrscheinlich im heutigen Ungarn. Gerade in 19. Jahrhundert hat sich das Gerücht gehalten, Attila sei im Weinviertel sicher bestattet worden. So ist zum Beispiel um 1880 eine Grabungsgesellschaft zur Untersuchung des "Gupferten Berges" von Unternalb gegründet worden, mit dem Ziel, Attilas sagenhafte Goldschätze heben. Die Enttäuschung war groß als man nur unterschiedliche Erdschichten vorfand. Der markante Hügel war nie ein Grabmal, nie ein Leeberg, sondern eine hochmittelalterliche Erdburg, ein Hausberg zur Sicherung der deutschen Nordgrenze! So verliefen die frühesten archäologischen Aktionen im Weinviertel mehr als Schatzsuche, denn als Wissenschaft.

Ein Zentrum der Rugier war um 476, zur Zeit des Unterganges des weströmischen Reiches, die Siedlung Stein bei Krems. Der gegenüberliegende römische Grenzort am südlichen Donauufer war Mautern (=Favianis). Nach der Niederlage gegen den Skirenfürsten Odoaker, der den letzten weströmischen Kaiser abgesetzt hatte, flohen die Rugier Richtung Osten. Ein sehr schöner Fund aus dieser Zeit ist ein kompletter Töpferofen aus Peigarten. Er wurde dort mit zahlreichen Keramikstücken 1989 im Zuge von Straßenarbeiten gefunden.

Im Jahr 488 zogen die restlichen Romanen der römischen Grenzprovinzen über die Alpen nach Italien. Auch der Leichnam des Hl. Severin, der als großer Nothelfer in dieser unruhigen Zeit entlang der Donau in Noricum gewirkt hatte, wurde von seinen Mönchen mit nach Neapel genommen. Als letzter germanischer Stamm erschienen daraufhin die "Langobarden" aus dem Elbegebiet im nördlichen Niederösterreich. Auch sie blieben nur 20 bis 30 Jahre. Nach dem Überschreiten der Donau findet man sie schon um 526 im Wiener Becken. Von dort zogen sie aber bald nach Pannonien weiter. Mit der endgültigen Niederlassung der Langobarden in Oberitalien, im heutigen Friaul und der Lombardei, endete die Völkerwanderungszeit endgültig. Die Langobarden ließen nördlich der Donau nicht sehr viel zurück, meistens so wie in Aspersdorf nur ihre Gräber. Die Frage, ob diese Friedhöfe von den eigenen Leuten geleert oder ob sie von den aus dem Nordosten neu einsickernden Slawen ausgeraubt wurden, lässt sich heute noch nicht eindeutig beantworten. Zahlreiche langobardische Leichname befanden sich auf jeden Fall bei der Öffnung der frischen Gräber noch im Sehnenverband. Vielleicht bringt die für 2008 geplante Fortsetzung der Ausgrabungen durch das niederösterreichische Landesmuseum im Gräberfeld Aspersdorf eine Antwort darauf?

Im nördlichen Niederösterreich ist das Frühmittelalter (600 - 900/1.000 n. Chr.) ist als Folge der verheerenden Wanderungszeiten durch eine sehr dünne Besiedlung gekennzeichnet. Drei große Volksgruppen, die "Awaren, die Slawen und die Baiern", traten neu in Erscheinung. Im Weinviertel waren es hauptsächlich die westslawischen Stämme, die Böhmen und noch mehr die Mährer, die entweder bereits nach dem Abzug der Langobarden oder erst im Gefolge der Awaren die freien Siedlungsplätze einnahmen Für das Frühmittelalter bis ins 8. Jahrhundert steht die Meinung der Historiker, denen nur äußerst spärliche schriftliche Quellen zur Verfügung stehen, zum Teil gegen die Erkenntnisse der Archäologen. Diese verfügen zwar über reichliche Bodenfunde, woraus sich jedoch keine gesicherten Jahreszahlen ableiten lassen. Neben dieser Diskussion steht die Ansicht "Germanenfreunde" gegen die "Slawenfreunde". Erstere vertreten den Standpunkt, dass seit der Völkerwanderung eine restgermanische Besiedlung verblieben sei und dass sogar eine frühbairische Einwanderung im 7./8. Jahrhundert im Weinviertel stattgefunden habe. Während die Slawophilen

gleich nach den Abzug der Langobarden für eine durchgehende slawische Besiedlung durch die Mährer plädieren 11). Da die geschriebene Geschichte, vor allem eine Geschichte der Herren und der Grundbesitzer war, wobei die stammesmäßige Herkunft der Untertanen überhaupt keine Rolle spielte, kann man sich durchaus vorstellen, dass alle vier Standpunkte in Verbindung miteinander vielleicht Recht haben könnten.

Die Awaren kamen als mongolische Reiternomaden aus den weiten Steppengebieten Ostasiens. Auf ihrem langen Weg bis in die ungarische Tiefebene nahmen sie verschiedene türkische, bulgarische und auch ostgermanische Einflüsse in ihr Volkstum auf. Als ausgezeichnete Reiterkrieger, die einen äußerst durchschlagkräftigen Reflexbogen verwendeten, waren sie bei ihren Gegnern sehr gefürchtet. Sie verwendeten als erste den Steigbügel. Durch den Einsatz von schwer gepanzerten Lanzenreitern waren sie in Europa lange Zeit unbesiegbar. Von Pannonien aus unterwarfen sie ab dem 6. Jahrhundert die angrenzenden Länder. Sogar die byzantinischen Kaiser leisteten ihnen hohe Schutzgeldzahlungen gegen Angriffe auf das oströmische Reich, weshalb zahlreiche Schriftquellen vom immensen Reichtum der Awaren sprechen. Vom 7. bis zum 9. Jahrhundert sind auch die Slawen nördlich der Donau, mit der kurzen Ausnahme des ersten Mährischen Reiches unter dem fränkischen Kaufmann Samo, den Awaren Khanen tributpflichtig.

Als Nomaden lebten die "Awaren" hauptsächlich von ihren Tierherden, von Viehzucht. Daneben kontrollierten sie den Handel und ließen sich von der unterworfenen bäuerlichen Bevölkerung - den Slawen in unserem Fall - durch Abgaben erhalten. Nach dem Abzug der Langobarden beherrschten sie für ungefähr 250 Jahre Pannonien und das gesamte Karpatenbecken. Um 700 n. Chr. erschienen sie im Wiener Becken und kurz darauf auch im östlichen Niederösterreich. Insgesamt erstreckte sich damals das Awarische Großreich vom Wienerwald bis zum Schwarzen Meer und von Mähren bis nach Serbien. Erst der Frankenkönig Karl der Große konnte sie in drei großen Feldzügen um 800 n. Chr. Donau abwärts vernichtend schlagen und ihren Fürstensitz, den Hring, zwischen Donau und Theiss zerstören. Danach verschwand dieses fremdländische Volk sehr rasch, entweder durch Seuchen oder auch durch Assimilation, aus dem europäischen Geschichtsbild. Awarische Funde reichen nur von Osten her bis auf die Höhe von Mistelbach. Das westliche Weinviertel und das Mostviertel bildeten damals eine siedlungsarme Pufferzone zwischen den beiden großen Machtblöcken, dem Awarischen Großreich im Osten und dem Frankenreich im Westen.

Mit dem Verschwinden der Awaren traten die "Slawen" verstärkt in Erscheinung. Sie wanderten von Norden her entlang der Flüsse und Bäche in Niederösterreich bis in die Täler des Alpenvorlandes ein. Im Westen waren dies die Böhmen, im Osten die Mährer. Der Westrand des mährischen Siedlungsgebietes war das Kamptal. In waldreichen Gebieten betrieben sie Brandrodung. Obwohl auch die slawischen Siedlungsfunde im Vergleich zu den Ausgrabungen in Mähren nicht allzu häufig sind, wissen wir über ihre bäuerliche Lebensweise sehr gut aus archäologischen Funden Bescheid. Ihre kleinen, rechteckigen Holzhäuser errichteten sie in Ständerkonstruktion mit Flechtwerk und Lehmverputz. Meist hatten diese eine Grundfläche zwischen 12 und 16 Quadratmetern. Außen befand sich jeweils ein an einer Ecke angemauerter, steinerner Kuppelofen. Zwischen den Häusern lagen Speicher- und Abfallgruben. Ihr Inhalt, meist Tierknochen von Speiseresten, lässt auf Viehhaltung und auch auf Jagd schließen. Für die Erzeugung von Eisengeräten wurde Raseneisenerz verhüttet. Ihre anfangs handgeformte Haushaltskeramik ist mit einem typischen Wellenbandmuster, das mit einem mehrzackigen Kamm eingeritzt wurde, verziert. Von geschlossenen Sippen wurden die slawischen Dörfer meist in lockerer Streulage angelegt. Es gab aber auch befestigte Burgwallanlagen, die vor allem in gefährlichen Zeiten den umliegenden Dörfern als Fluchtburgen dienten. Die bedeutendste davon ist wohl die Schanze von Thunau bei Gars/Kamp aus dem 9./10. Jahrhundert (12).

Um 900 n. Chr. wurden die Befestigungsanlagen der Burg von Thunau erheblich verstärkt, was mit dem Auftreten der "Ungarn" in Zusammenhang gestanden sein dürfte. Die Ungarn waren ein weiteres Reitervolk aus dem Osten, das sich selbst "Magyaren" nannte. Mit der Niederlage eines fränkischen Reichsheeres bei Pressburg gegen diese Magyaren (907 n.) wurde die Expansion des Frankenreiches und der in ihrem Dienst stehenden Baiern in Niederösterreich kurzfristig unterbrochen. Doch gleich nach der Niederlage der Ungarn am Lechfeld bei Augsburg (955 n.) gegen den deutschen Heerbann des späteren Kaisers Otto I. setzte die bairisch-deutsche Kolonisation im Land östlich der Enns erneut und sogar noch stärker ein. Unter den Babenbergern als Markgrafen wurde der böhmische Einflussbereich ausgehend vom Donauraum Schritt für Schritt nach Norden zurückgedrängt. Die Grenzgebiete des Deutschen Kaiserreiches im Osten wurden zur Mark "Ostarrichi". Im Jahre 1041 eroberte Markgraf Leopold II. die slawische Burgwallsiedlung von Thunau. Gleich am gegenüberliegenden Felsen in Gars errichtete er die neue Residenz der Babenberger. Etwas später erkämpfte Leopold II. das Pulkautal und erreichte im Jahre 1055 mit der Thaya die endgültige Nordgrenze dieser "Mark im Osten".

Spätestens von diesem Zeitpunkt an, wenn nicht schon im 10. Jahrhundert, muss man das Ende der Frühgeschichte ansetzen. Es gibt, wie die Urkunde für die Pfarre Wullersdorf aus dem Jahre 1108 zeigt, genaue Aufzeichnungen über die Herrschafts- und Besitzverhältnisse, kurz gesagt über die politische Geschichte in Österreich. Für die slawische Bevölkerung im nördlichen Niederösterreich bedeutete dies, dass sie nach der Annahme des Christentums und nach der Unterwerfung durch den deutschen Adel, allmählich ihre böhmisch-mährische Identität verloren. Archäologische Spuren finden sich immer wieder, wie zum Beispiel in Zellerndorf oder in Hollabrunn. Wahrscheinlich haben sich in dieser Zeit viele slawische Gruppen immer weiter vor den bairisch-deutschen Einwanderern entlang der Flüsse in entlegene Gegenden des inneren Waldviertels zurückgezogen. Sehr viele Namen von Flüssen und Bächen leiten sich heute von slawischen Wurzeln ab.

Wenn wir noch einmal genauer auf die beiden Katastralgemeinden Gunterdorf und Großnondorf blicken, so ist es ein wenig verwunderlich, dass nur so wenige Altfunde aus der Ur- und Frühgeschichte von hier bekannt sind. Es gibt zwei Erklärungen für das Fehlen dieser Funde bzw. Fundmeldungen aus diesem Raum. Entweder sind die urzeitlichen Fundstellen durch die mächtige Humus Schichte fast völlig zugedeckt. Das bedeutet, dass sie zum Beispiel bei den Feldarbeiten gar nicht vom Pflug angeschnitten wurden. Denn in den Aufnahmen der Abteilung der Luftbildarchäologie der Universität Wien hat sich gezeigt, dass die Erhebungen, die wie Inseln aus dem Fruchtland ragen, rund um Gunterndorf, der Schlossberg, der Galgenberg oder auch der Windmühl- und der Petrusberg, alte Siedlungsspuren tragen. Das deckt sich auch mit den Vermutungen der mittelalterlichen Wüstungsforschung von Dr. Kurt Bors, der dort zum Teil verschollene Wüstungen vermutet. Oder die Bewohner beider Gemeinden haben ungefähr in den letzten 100 Jahren des Öfteren aus falscher Scheu bei den verschiedensten Hausbauten im Ortsgebiet urzeitliche Spuren im Boden ganz einfach übersehen.

Aus Gunterndorf gibt es vereinzelte, alte Fundmeldungen: Im Bereich des ehemaligen Ziegelofens, heute die Sportplatzsiedlung, sind schon sehr früh Urzeitfunde an das Tageslicht gekommen. So meldete einer der ersten Sammler im Weinviertel, Ignaz Spöttl, bereits 1891, dass in der dortigen Ziegelei beim Abstechen des Lehms "7 Mulden mit Asche gefüllt", etwa 1,0 bis 1,5 Meter tief, gefunden wurden. Leider enthielten sie keinerlei Gefäßreste für eine zeitliche Zuordnung. Im selben Bereich wurde 1955 beim Bau des Hauses Nr. 118 in der Sportplatzsiedlung die waagrechte Sohle einer Siedlungsgrube mit einem Pfostenloch beobachtet. (13). Weiters sind aus der Umgebung des Ortes ein neolithisches Steinbeil als Streufund und ein Einzelfund, wahrscheinlich ein Grabfund, vom Abhang des Windmühlberges, der eher der Gemeinde Grund zuzurechnen ist, bekannt (14).

Leider gibt es vom Ortsgebiet Großnondorf bisher überhaupt keine Fundmeldungen, obwohl der Gmoosbach und in Verlängerung der Windpassiner Graben als äußerst fundreiche Siedlungsstellen bekannt sind. Nur Herr Patrick Knell aus Großnondorf hat mir im Zuge der Vorbesprechungen für das Heimatbuch Funde von der Feldarbeit, darunter einen Silex, ein Nucleus Stück, und einige Bruchstücke urzeitlicher und mittelalterlicher Keramik gezeigt (15).

Für die Archäologie bleibt in Zukunft nur die Hoffnung, dass bei den nächsten großen Bauvorhaben und Erdbewegungen, wie zum Beispiel beim Bau der Polizeidienststelle für die Hundestaffel und bei den großflächigen Abschiebe Arbeiten für die Umfahrung B 303, mit mehr Umsicht und auch mit mehr historischer Weitsicht vorgegangen wird. Dann könnte auch in Gunterndorf und Großnondorf gelingen, was viele andere Gemeinden des Weinviertels doch mit berechtigtem Stolz erfüllt, dass nahezu alle Epochen der Ur- und Frühgeschichte im Gemeindegebiet erforscht sind und mit aussagekräftigen Funden belegt werden können.

Quellennachweis:

1 Richard PITTIONI, Urgeschichte des österreichischen Raumes (Wien 1954) 21 ff. Vgl. dazu auch Otto URBAN, Der lange Weg zur Geschichte. Die Urgeschichte Österreichs (Wien 2000) 61 ff.

2 Helmut WINDL, Museum für Frühgeschichte Traismauer (Wien 1990) 13.3.

3 URBAN, Urgeschichte , 375.

4 Christine NEUGEBAUER-MARESCH, Die archäologische Gliederung des Paläolithikums. In: Altsteinzeit im Osten Österreichs. Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich (Schriftenreihe NÖ) 95/96/97 (St. Pölten-Wien 1993).

5 Walpurga ANTL-WEISER, Die Frau von W. Die Venus von Willendorf, ihre Zeit und die Geschichte(n) um ihre Auffindung, (Wien 2008), 109 ff).

6 David RUIß, Ein mehrphasiger Siedlungs- und Bestattungsplatz auf der Trasse der Ortsumfahrung Jetzelsdorf (B 303), Niederösterreich, in: Fundberichte aus Österreich, 43/2004, 752 ff.

7 Gerhard HASENHÜNDL, Wolfgang NEUBAUER, Gerhard TRNKA, Kreisgräben - eine runde Sache.

Sechs Wege zu ausgewählten Kreisgrabenanlagen im Weinviertel (Horn 2005), 67 ff.

8 Siehe dazu Johannes-Wolfgang NEUGEBAUER, Bronzezeit in Ostösterreich. Schriftenreihe NÖ 98/99/100/101 (St.Pölten - Wien 1992).

9 Veronika HOLZER, Fundbericht der Ausgrabung 2001, FÖ 40/ 2001, 608f, Fundbericht der Ausgrabung 2002, FÖ 41/ 2002, 628f, Fundbericht der Ausgrabung 2003, FÖ 42/ 2003, 687f. sowie Veronika HOLZER, Weitere Untersuchungen zur keltischen Kultanlage am "Sandberg", in: Archäologie Österreichs, Heft 16/1, 2005, 20-22.

10 Horst ADLER, Die germanische Besiedlung Niederösterreichs. In: Germanen - Awaren - Slawen (Wien 1977) 11 ff.

11 Max WELTIN, Probleme der mittelalterlichen Geschichte Niederösterreichs. Unter besonderer Berücksichtigung des Hollabrunner Bezirkes. In: Ernst BEZEMEK, Willibald ROSNER (Hg), Vergangenheit und Gegenwart. Der Bezirk Hollabrunn und seine Gemeinden, (Hollabrunn 1993), 47ff.

12 Herwig FRIESINGER, Brigitte VACHA, Die vielen Väter Österreichs. Römer - Germanen - Slawen. Eine Spurensuche (Wien 1987), 107 ff.

13 Ignaz SPÖTTL, MAG 1891/F 21/5-Nr 9; und mündliche Mitteilung von Johann LENTNER, Guntersdorf, 2007).

14 Ortsakte des Bundesdenkmalamtes Guntersdorf und Großnondorf (Wien 2008).

15 Mündliche Mitteilung von Herrn Patrick KNELL aus Großnondorf, Nr.128, 2007.